

Einleitung

Die Geschichte meiner Familie und damit auch meine eigene, die hier erzählt wird, begann wie für viele andere auch im Zwei-Staaten-Deutschland und setzt sich heute im vereinten Deutschland fort. Trotzdem ist und bleibt sie etwas ungewöhnlich für unsere Zeit. Denn wir waren eine von sehr wenigen Ausnahmen, als meine Eltern mit uns sechs Kindern im Frühjahr 1967 „übergemacht“ sind.

Das Besondere bestand in der Richtung, in die wir uns für immer begaben, und das war keine ganzen sechs Jahre nach dem Mauerbau!

Denn wir mussten nicht wie andere Deutsche bei ihrer Flucht in den Westen noch todbringende Selbstschussanlagen und Stacheldraht überwinden. Bei uns ging die Reise in die entgegengesetzte Richtung. Wir fuhren mit dem Auto und offiziell, ganz freiwillig und körperlich völlig ungefährdet und unversehrt „in die Deutsche Demokratische Republik“, um fortan dort zu leben. Für mich als Kind war es nichts Schlimmes.

Nur die Trennung von meinen Großeltern tat weh. Ansonsten begegnete ich all dem Neuen mit einer großen Portion Neugier und ebenso viel kindlicher Naivität. Diese Naivität auch in Bezug auf die DDR mag man dann auch aus den Erzählungen immer wieder mal herauslesen. Aber ich habe alles so aufgeschrieben, wie ich es damals erlebt und auch gesehen habe, so authentisch wie möglich.

Die Kritik am System mag manch einem damit zu kurz kommen. Aber dessen Bewertung steht nicht im Vordergrund.

Wir ziehen um

Ich nehme es gleich vorweg, weil sonst an irgendeiner Stelle danach gefragt würde: Meine Eltern waren keine Kommunisten oder sonst irgendwie politisch aktiv. Sie waren sehr aufgeschlossene Menschen, die beide aus einfachen Verhältnissen stammten und die sich für keine harte Arbeit zu schade waren. Mit ihnen zusammen konnte man wunderbar feiern und gemeinsam lachen.

Aber man konnte sich mit beiden ebenso über Politik unterhalten und manchmal auch leidenschaftlich streiten. Jedoch politisch in einer sturen Richtung festgelegt waren beide nicht. Auch wenn meine Mutter gelegentlich mit etwas Stolz erzählte, dass ihr einst Wilhelm Pieck, der erste und einzige Präsident der DDR, im Oktober 1949 nach einem Arbeitseinsatz der Freien Deutschen Jugend in der Prignitz als Auszeichnung die Hand geschüttelt habe. Mutter stammte aus dem Osten, sie wurde in Pritzwalk geboren und wuchs dort bis zu ihrem 20. Lebensjahr auf.

Ihre Begegnung mit dem Kommunistenführer Pieck hatte sie dann auch nicht davon abhalten können, dem Ruf ihres älteren Bruders an die Nordsee zu folgen. Noch im selben Jahr setzte sie sich in den Zug und reiste in den Westen. Dort blieb sie und lernte meinen Vater, einen gebürtigen Bremerhavener, kennen. Wenn man es genau nimmt, begann mit dem Kennenlernen der beiden im Krankenhaus in Bremerhaven-Lehe unsere deutsch-deutsche Familiengeschichte.

Was für unsere Eltern stets wichtig war: Sie waren immer sehr stolz auf ihre sechs Kinder, ihre zehn Enkelkinder und ihre ersten Urenkel, die sie noch kennenlernen durften. Der enge Zusammenhalt, der uns Kinder über viele Jahre prägte, beeindruckte sie besonders. Uns selbst war es eher peinlich, wenn mein Vater gegenüber Nachbarn oder Kollegen davon schwärmte, was für gut geratene und erzogene Kinder wir doch wären.

Mutter konnte das aber genauso gut. Im Grunde aber hatten sie ja Recht. Denn

wir waren schon eine großartige Truppe und sind es im inzwischen veränderten und längst größeren Rahmen auch heute noch.

Sechs Kinder – Junge und Mädchen je dreimal hintereinander – das muss man erstmal hinbekommen. Aber die Kinderschar, die Mutter und Vater zu versorgen hatten, war mit einer der Gründe für den Umzug in die DDR. Denn wirtschaftlich ging es uns nicht gut. Mitte der 60er Jahre war auch das viel gepriesene Wirtschaftswunder im Westen längst wieder abgeflaut.

Das war in Bremerhaven, wo wir wohnten und unsere Eltern als Pächter einer Brauerei eine Gaststätte betrieben, nicht anders. Zur allgemeinen äußeren Krise gesellten sich bei uns noch andere Probleme hinzu. Die Brauerei, der die Kneipe gehörte, meldete Insolvenz an. Um das marode Gaststättengebäude zu kaufen und zu sanieren, fehlte meinen Eltern das Kapital.

Dann erkrankte Mutter, sie war damals 36 Jahre alt, an einem schweren Nierenleiden. Die Ärzte diagnostizierten

einen komplizierten Bakterienbefall. Angeblich hätte man den nur mit einer kompletten Entfernung der Niere beseitigen können. Für die teure Operation aber wollte die Krankenkasse meines Vaters, über die sie mitversichert war, nicht aufkommen. Das brachte das Fass zum Überlaufen.

Wir Kinder bekamen von all dem Ungemach anfangs nur Bruchstücke mit. Bis unser Vater uns eines Morgens alle um sich versammelte und uns erklärte: „Wir ziehen um – nach drüben, wir fahren noch heute los. Das Wichtigste packen wir sofort ein und nehmen es mit, den Rest lassen wir uns nachschicken.“

Dann trichterte er uns Kindern noch ein, dass wir ab sofort zu „drüben“ nicht mehr „Ostzone“, sondern künftig nur noch „DDR“ sagen sollten und das jetzt schon mal üben könnten. Zu groß war seine Angst, gleich bei denen, die im Osten das Sagen hatten, anzuecken.

Reiseziel Berlin!

Wir hatten die hintere Ladefläche unseres „De-Ka-Wupptich“, wie wir unseren himmelblauen DKW-Kombi aus dem Baujahr 1958 liebevoll nannten, schon bis unters Dach vollgepackt, als wir uns dann noch zu acht in das Innere des Fahrzeugs quetschten.

Bei Familienausflügen, die wir vorher mal unternommen hatten, galt meistens eine bestimmte Sitzordnung. Da saßen mein älterer Bruder Peter und ich hinten auf der Ladefläche und unsere vier Geschwister teilten sich die hintere Sitzbank. Wenn dann Polizei in Sicht kam, piff Vater und wir Brüder duckten uns. Das ging dieses Mal auf der Umzugsfahrt in den Osten nicht, weil die Ladefläche bis oben vollgepackt war.

Meine älteren Geschwister, Peter (fast 15) und Amke (13, die übrigens wirklich mit „m“ geschrieben wird) nahmen die Lütten, Jörg (fast 6) und Sigrid (fast 4), außen auf ihren Schoß und meine Schwester Monika (9) und ich (11) quetschten uns in die Mitte.

Wir Kinder hätten uns gewünscht, dass wir vor unserer Abreise nochmal zu unseren Großeltern fahren würden, um uns zu verabschieden. Ein großer Umweg wäre es nicht gewesen. Sie wohnten in einem kleinen Bremerhavener Vorort, direkt hinter dem Deich an der Wesermündung. Aber die Situation, in der unsere Eltern damals wirtschaftlich und mental steckten, war so angespannt, dass sie darauf bewusst verzichteten.

Dazu fehlte ihnen wohl auch der Mut. Und wer weiß, vielleicht hätte der große Umzug, der unser aller Leben beeinflusste, dann gar nicht erst stattgefunden. So aber rollten wir mit unserem Kombi in Richtung Osten. Die Fahrt dauerte schon ein paar Stunden. Denn mit voller Ladung konnte nicht so schnell gefahren werden.

Statt der Autobahn – sie begann damals erst kurz vor Bremen – wählte unser Vater eine alternative Strecke in Richtung Osten über Bundes- und Landesstraßen.

Ich erinnere mich noch gut daran, wie wir in Lauenburg, kurz vor der Grenze, an eine Tankstelle fuhren und unser Auto ein

letztes Mal im Westen vollgetankt wurde. Den Preis für einen Liter Benzin, der damals an der Zapfsäule stand, sehe ich heute noch vor meinen Augen: 48 Pfennig!

Es muss später Nachmittag gewesen sein, als wir am Grenzkontrollpunkt Lauenburg, also auf westlicher Seite der deutsch-deutschen Grenze, eintrafen. Denn es war Anfang April und es war noch recht hell.

Was sich dann dort abspielte, mutet vielleicht etwas abenteuerlich an. Es hatte sich aber tatsächlich so zugetragen.